

Nr. 240. Bromberg, den 11. Dezember 1926.

Der Pojaz.

Eine Geschichte aus dem Osten.

Von **Karl Emil Franzos.**

(24. Fortsetzung.

Achtzehntes Kapitel.

Es war mehrere Wochen nach dieser Unterredung, ein Junimorgen, aber schon um die zehnte Stunde brannte die Sonne versengend nieder. Die Gassen von Barnow lagen verödet; auch jene lieblichen Vierfüßler, die sie sonst mit fröhlichem Gegrunz erfüllten, die Schweine, deren Mästung der Haupterwerbszweig der wenigen christlichen Bürger war, hatten sich in die Höfe zurückgezogen, wo es noch Pfützen gab; die Schlammlachen auf den Straßen waren eingetrocknet. Vierzehn Tage hatte es kein Tröpfchen geregnet, jeder leichte Windhauch wirbelte Staubwolken auf. Aber er regte sich selten, dumpf und schwer lag die heiße Luft über den schmutzigen Gäßchen, den verwahrlosten Häusern, und Düfte erfüllten sie, Düfte — kein Mensch konnte sie auf die Dauer ertragen, wenn er nicht ein geborener Barnower war.

Das focht unseren Sender nicht an, er war's ja. Und erträglicher als in den meisten anderen Stuben von Barnow ließ sich noch in seinem „kaiserlich-königlichen Lacal" verweilen. Denn so lautete die Inschrift der Tafel über Dovidl Morgensterns neuem Gassenladen: „K. K. Lacal der Loto-Colectur für Barnow und der ganzen Umkegend!" Den größten Raum dieser Tafel aber nahm ein großer, wenn auch etwas seltsam gemalter Doppeladler ein, und so war es nicht ganz überflüssig gewesen, daß Dovidl darunter in hebräischen Lettern hatte setzen lassen: „Kaiserlicher Adler! Hier wird gewonnen! Ein Terno macht jeder!" Denn Adler hatte nun auch sein Konkurrent Luiser Wonnenblum an die Tür heften können, sogar deren drei, aber das waren nur die Wappen der Versicherungsgesellschaften, deren Vertretung ihm nach dem Hintritt des würdigen Koscielski zugefallen war. „Luisers Hühnerstall", wie sie Dovidl nannte; es lag eine Welt von Verachtung in diesem einen Wort.

Unter den Fittichen des kaiserlichen Tiers also, an einem mächtigen Schreibtisch, der durch eine Barriere vom Raum für das Publikum getrennt war, saß Sender jenes Vormittags und blickte aus der Kühle auf die Straße hinaus. Er sah nun wohler aus als vor der Krankheit seine Augen waren glänzender, die Bewegungen ruhiger. Auch die Kleidung bewies, daß aus dem geduldeten Uhrmacherlehrling nun ein wohlbestallter Lotterieschreiber geworden, noch mehr, eine Art von „Deutsch". Der neue Kaftan hatte den üblichen Schnitt, aber er war doch etwas kürzer als früher, und ebenso schienen die Wangenlöckchen gestutzt. Kurz — alles hatte sich mit ihm zum Besseren gewandelt. Trotzdem nagte er in diesem Augenblick mißmutig an der Unterlippe und blickte ungeduldig nach der Tür. „Er kommt nicht," murmelte er, „und wenn er kommt, so bringt er's nicht."

„Sender," klang die Stimme seines Herrn und Meisters aus dem anstoßenden Gemach; es war die „Prifat-Agentschaft", wo Dovidl Morgenstern nach wie vor „Rath in alle Sachen" erteilte. „Ich bin fertig; schreib's ab."

Aber noch ehe sich der Schreiber erheben konnte, öffnete sich die Tür und Dovidl kam hereingestürzt. „Es eilt!" rief er und legte zwei vollgeschriebene Foliobogen vor Sender hin. „Die Rubra ist: „Chaim Fragezeichen und Naphtali Ritterstolz contra Schlome Rosenthal wegen Verleumdung" . . . Eilt!" wiederholte er.

„Rubrum heißt es", erwiderte Sender gleichmütig. „Aber warum eilt es? Vielleicht wächst inzwischen Reb Schlomes Bart nach. Das kann doch für unsere Mandanten nur gut sein."

„Mandanten!" rief Dovidl heftig. „Gebrauch keine Ausdrücke, die du nicht verstehst. Übrigens heißt es wirklich „Mandanten" Aber warum wär das gut für sie? Was kümmert das sie, ob dieser Schlome einen Bart hat oder nicht?"

„Freilich kümmert sie das eigentlich nichts! Aber eben darum hätten sie ihn ihm nicht ausreißen sollen!"

„Ausreißen?" rief Dovidl „Wer hat ausgerissen? Unsere Mandanten? Und das sagst du, mein Schreiber? Ich fahr' aus der Haut."

„Aber sie sagen's doch selbst", wendete Sender ein. Es war ein Pädagogenstreit gewesen, der die Gemüter der Barnower in großen Aufruhr versetzt. Sender freilich war unparteiisch geblieben; „sie waren ja alle nacheinander meine Lehrer", meinte er, „und ich hab' sie alle gleich lieb." Schlome Rosenthal war mit Naphtali Ritterstolz, dem Liebling des Rabbi, über die Auslegung einer schwierigen Talmudstelle in Streit geraten. Chaim Fragezeichen hatte Naphtali unterstützt, zunächst durch die Schärfe seiner gelehrten Gründe, dann, nachdem der Streit in Tätlichkeiten ausgeartet, durch die seiner Fingernägel; Schlome hatte schließlich die Flucht ergriffen, aber sein halber Bart war auf der Wahlstatt — Naphtalis Studierstube — geblieben. Schlome hatte zunächst den Rabbi als Schiedsrichter angerufen, dann aber, als dieser für seinen Liebling entschieden, durch Morgenstern die Klage beim k. k. Bezirksamt angestrengt.

„Sie sagen's selbst!" rief Dovidl, warf die Arme von sich und drehte sich zweimal wie ein Kreisel um die eigene Achse. „Wem haben sie's gesagt? Mir, ihrem Vertreter! Aber vor Gericht? Da lügt Schlome, da ist er ein Verleumder, weil er fromme Talmudisten beschuldigt — ‚wegen schwerer körperlicher Verletzung' beschuldigt — verstehst du?"

„Nein", erwiderte Sender. „Der Bart ist ja wirklich weg."

„Unsere Sorge! Er hat sich ihn selbst ausgerissen." Dovidl ergriff die Bogen und schwang sie wie eine Triumphfahne durch die Luft. „Das hab' ich hier geschrieben — um verleumden zu können, selbst ausgerissen!"

„Aber wenn das Gericht unsere Mandanten beeidet?"

„Beeidet? Hahaha!" Dovidl lachte krampfhaft. „Ich platz'. Sie sind ja Angeklagte. Die kann man doch nicht in Eid nehmen. Ich platz'."

„O doch!" erwiderte Sender gelassen. „Ihr erhebt ja die Gegenklage wegen Verleumdung. Und da sind Naphtali und Chaim die Zeugen und können beeidet werden."

Dovidl blickte ihn wie erstarrt an. „Ich fahr' —"

„Aus der Haut", ergänzte Sender. „Aber deshalb hab' ich doch recht."

Der Winkelschreiber hörte ihn nicht mehr. Blitzschnell hatte er die Bogen ergriffen und war in sein Sanktuarium zurückgestürzt.

Sender setzte sich wieder hin. „Und das erleb' ich nun dreimal täglich mit ihm", dachte er. „Anfangs hat's mir Spaß gemacht, aber jetzt möcht' ich eine Abwechslung haben! Wenn er doch wenigstens einmal wirklich platzen oder zum mindesten aus der Haut fahren wollte . . . Für mein Ziel

nützt er mir gar nichts — so einen Narren werd' ich nie zu machen haben, den hat noch kein Dichter in ein Stück hineingesetzt ... Und Nadler schweigt noch immer!"

Das war der Grund seines Mißmuts. Es ging ihm ja nun gut, er konnte zufrieden sein. Die Arbeit bedingte wohl viel Zeit, aber geringe Mühe. Hätte er sich auf jene Verrichtungen beschränken dürfen, für die er die sieben Gulden Monatslohn bezog, so wäre sein Tag fast nur aus Mußestunden zusammengesetzt gewesen, denn von Rechtswegen hatte er nur die Listen der Kollektur zu führen und die mit hebräischen Lettern, aber in deutscher Sprache geschriebenen Entwürfe seines Chefs in deutscher Schrift wiederzugeben. In Wahrheit war's anders, an beidem hingen mancherlei Verrichtungen, die nicht im Vertrage standen und doch getan sein wollten, jedoch auch dies nahm er willig in Kauf. Aber er konnte nichts zur Erreichung seines Ziels tun, in dieser Hinsicht verbrachte er seine Tage müßig, und dies ertrug er immer schwerer. Er hatte sofort nach seinem Eintritt in die Kollektur an seinen Gönner in Czernowitz geschrieben, die Wandlung seines Geschicks mitgeteilt und dringend gebeten, ihm die Bücher nochmals zu senden, namentlich den „Katechismus", aber nicht etwa wieder als Geschenk, beileibe nein, sondern unter Nachnahme und diesmal an seine eigene Adresse. Daß der Direktor noch in Czernowitz war, wagte er freilich nicht zu hoffen, „aber," dachte er, „so einen großen Künstler wird die Post schon finden." Darum hatte er keine baldige Antwort erwartet — nun aber waren's schon sechs Wochen und er harrte noch immer vergebens.

Auch heute hatte der Briefbote nichts für ihn, fast höhnisch winkte er ihm im Vorbeigehen mit der Hand ab. Es war dem Enttäuschten nur ein geringer Trost, daß in demselben Augenblicke die geistige Elite von Barnow zum Zwecke einer längeren Konferenz den Laden betrat.

„Hier wird gewonnen," stand auf der Tafel, noch mehr, Dovidl verhieß sogar jedermann ein Terno. Er versprach nicht zu viel, nur gehörte freilich eines dazu: daß man jene Nummern zwischen 1 und 90 setzte, die dann in der nächsten Lemberger Ziehung herauskamen. Daß dies vom Glück, vom Zufall abhänge, glaubte eigentlich niemand in Barnow und der „ganzen Umkegend": man mußte eben das Glück zwingen, indem man sich nach verläßlichen Anzeichen richtete. Die einen folgten dabei mehr dem Verstande, die anderen mehr dem Gemüt, aber die Hilfe des Kollekturschreibers nahmen alle in Anspruch, und wenn es ihm auch die Gemütsmenschen nicht leicht machten, so erwiesen sich doch die Anhänger der reinen Vernunft als die Zeitraubendsten.

Die aber beehrten ihn eben: der Apotheker Ludwig Noß, der Steueramtskontrolleur Viktor Huszkiewicz und der Wundarzt Franz Xaver Grundmayer; der vierte im Bunde, der Bestechungsagent Herr v. Wolczynski — es war dies fast ein ebenso offizieller Beruf wie der der anderen — fehlte heute.

Diese Herren folgten der Mathematik. Damit wenigstens eröffnete der kleine, kugelrunde Apotheker die Konferenz.

„Also, Senderko," begann er gewichtig, „wir kommen, um zu setzen. Große Einsätze! — bis zu fünfzig Kreuzer!" Er hob den Zeigefinger. „Aber ohne Mathematik tun das höchstens die Bauern! Also — lies uns einmal langsam die Listen der Nummern vor, die vor sieben Jahren herausgekommen sind. Langsam und deutlich!"

„Und laut!" fügte Grundmayer hinzu. Er hörte nicht ganz gut, wenn er etwas betrunken war, und etwas betrunken war er immer. „Die Lungen dazu hab' ich dir ja wieder kuriert! Nämlich, Sie müssen wissen, meine Herren, ich bin sein Lebensretter. Im April nämlich —"

„Aber Herr Doktor, das wissen wir ja, Herr Doktor!" fiel Huszkiewicz ein. „An die Arbeit, Herr Doktor!" Denn wenn man Grundmayer unterbrach, so wurde er grob, es sei denn, daß man ihn zur Begütigung „Herr Doktor" nannte. „Nimm also den Band von 1845, Sender, und lies. Ich werde auch heute notieren."

Er holte ein dickes Heft aus der Tasche, das schon fast ganz mit Zifferntabellen vollgeschrieben war, und nahm Platz. Sender aber langte seufzend den gewünschten Band aus dem Wandschrank und begann zu lesen. Er mußte es tun, sein Chef hatte ihm strengstens eingeschärft, jeden Wunsch der Kunden zu erfüllen, der sie in ihrer Spiellust bestärken konnte, aber es war ihm so langweilig, so schrecklich langweilig.

„Sender," klang die Stimme Dovidls aus dem Nebenzimmer, und wieder kam er im nächsten Atemzuge hereingestürzt, auch diesmal ein Folioblatt in der Hand. „Ich hab' mir's überlegt — keine Gegenklage. Ich sag' einfach — Guten Tag, meine Herren, welche Ehre, meine Herren! Sie lassen sich vorlesen? Gut, sehr gut, vortrefflich, ausgezeichnet! Lies, Sender. Er liest doch deutlich, hoff' ich? Sind Sie zufrieden, meine Herren? Wenn Sie nicht zufrieden sind, so sagen Sie es! Aber warum liest du noch immer nicht?"

„19. 44. 57. 3 ..."

„Aber, meine Herren, entschuldigen Sie zur Güte, das ist nicht auszuhalt — Sehr interessant, sehr! Und Ihre Methode, Pani Controllor, großartig! Was müssen Sie damit schon gewonnen haben! Noch nichts? Merkwürdig! Aber dann kommt es noch! Sie werden den Staat arm machen, Pani Controllor, bettelarm, zum Bankrott werden Sie Österreich bringen, meine Herren. So eine Methode! Aber warum liest du schon wieder nicht?!"

17. 31. 6 ...

„Zum Verrücktwerden! Nämlich ja! Großartig ist diese Methode, großartig ist sie, nicht zu sagen! Aber entschuldigen Sie, ist das wirklich nötig? Nämlich — worin besteht denn eigentlich diese Methode?"

„Ganz einfach", sagte der Apotheker. „Nämlich wir meinen —"

„Ich meine!" fiel der Controllor etwas pikiert ein. „Oder vielmehr, ich meine nicht, sondern ich weiß, daß sich die Nummern nach einem bestimmten Gesetz wiederholen. Aber eins bis neunzig — Sie verstehen, Pani Morgenstern, wie viel verschiedene Variationen sind da möglich! Da muß man also ein möglichst großes Material haben, um dahinter zu kommen. Aber fast hab' ich's schon heraus, und gerade die heutigen Ziffern passen merkwürdig in mein System. Merkwürdig! Weiter, Sender ..."

„51. 12. 1 ..." fuhr Sender monoton fort. „Wenn du erst wüßtest", dachte er, „wie merkwürdig das ist! Denn ich sag dir ja schon eine Viertelstunde her, was mir grad' einfällt!" ... „4. 73. 97 ..."

„Was?" rief der Controllor und schnellte entsetzt empor. „97? Das gibt's ja im Lotto gar nicht!"

Und auch die beiden anderen Herren standen starr vor Staunen.

„Verzeihen Sie!" rief Sender hastig. „Ich hab' den Punkt übersehen. 9. 7 soll es heißen."

„Ach!" rief der Controllor befriedigt. „9, 7, das paßt wieder merkwürdig. Und jetzt, geben Sie acht — kommt 39 oder 58!"

„Wirklich 58", rief Sender im Tone fassungslosen Staunens und klappte vor lauter Bewunderung das Buch zu.

„58;" Der Controllor fuhr sich in die Haare. „Wirklich 58? Aber das ist ja auch so wahrscheinlich! ... Nun hab' ich's, meine Herren, ich hab's. Bei der nächsten Ziehung kommen die Nummern" — er begann murmelnd zu rechnen — „kommen 6. 17. 83. — Ich setze einen Gulden!"

„Ich auch."

„Ich auch!"

Sender stellte ihnen die Scheine aus, erregt gingen die Herren ab.

„Drei Gulden!" rief Dovidl. „Wenn die Nummern herauskommen, so macht der Gewinn ein Vermögen. Rechne schnell aus, Sender, wie viel."

„Ich wart', bis sie gewinnen", erwiderte dieser und griff nach dem Hut, die Uhr wies eben auf zwölf.

„Aber die Eingab'! Ich hab's ganz einfach gemacht, alles ist nicht wahr! Es war nie ein Streit, nie eine Prügelei —"

„Und Reb Schlome hat nie einen Bart gehabt! ... Auf Wiedersehen, Meister!" —

„Heut' war's doch wenigstens nicht ganz so langweilig wie sonst", dachte Sender, als er dem Mauthause zuschritt. „Aber ist das ein Leben für einen künftigen Künstler?" Freilich mahnte er sich sofort. „Pojaz, du hast schon auf schlechterem Papier geschrieben!" Aber der Schluß seines Selbstgesprächs lautete doch: „Wer weiß, wo Nadler ist! Ich muß an den Buchhändler in Lemberg schreiben! Dovidl kann mir gewiß seinen Namen sagen. Ich Narr, der nicht früher daran gedacht hat. Und wenn ich die Bücher doppelt bekomm', ist's auch kein Unglück. Ein Unglück ist's nur, länger müßig zu bleiben ..."

Er schritt unwillkürlich rascher aus, als könnte ihn dies dem ersehnten Ziel näher bringen. „Als Kranker hab' ich einen anderen für mich sorgen lassen, aber jetzt —" Seine Tatkraft war wieder in ihm wach geworden.

Als er daheim die Wohnstube betrat, fand er just diesen anderen vor. Der „Marschallik" war auch sonst kein Kopfhänger, heut' lachte ihm vollends die helle Freude aus den Augen.

„Gottwillkomm'!" begrüßte ihn Sender herzlich. „Ist das recht? Seid Ihr nur ein Freund für die schlechten Tage? Seit vier Wochen hab' ich kein Zipfele Eures Kaftans gesehen. Aber ich seh', heut' ist Euch was Gutes begegnet!"

„Wird erst! mein Jung'," lachte der Marschallik, „wird erst! Das Beste, was ich auf der Welt hab'. Simche ist gestern nach Chorostkow gefahren und bringt mir heut' meine Jütte mit. Das Kind war jetzt vier Jahr' nicht zu Haus, und seit ihrem zehnten ist sie drüben — sieben Jahr'! So gut sie's in der Fremde hat, mir tut doch das Herz

weh, daß sie dort bleiben muß. Aber was läßt sich da machen! Kein Mensch will heiraten, nicht einmal ein gewisser Mensch, der's dem Rabbi versprochen hat!"

„Findet doch erst eine, die mich mag," erwiderte Sender, suchte jedoch dann hastig das Gespräch auf andere Dinge zu bringen.

Es fiel ihm nicht schwer, der Marschallik erzählte von seinen Kindern; die beiden Söhne verdienten sich nun als Handwerker selbst ihr Brot, von den vier Töchtern waren nun drei verheiratet. „Und die Jütte bring' ich auch noch an!" schloß er. „Um die ist mir schon gar nicht bang. Freilich hier nicht, so wenig wie die Schwestern."

„Warum nicht hier?" fragte Frau Rosel. „Weil Ihr arm seid? Das ist doch kein Grund."

„Nein," erwiderte er, „sondern weil ich der „Marschallik" bin. Die Leut' haben mich gern, ich weiß, und gegen meine Ehrlichkeit ist auch nichts zu sagen, aber mit einem Menschen, der um Geld Späße macht, verschwägert sich niemand gern."

Er nickte traurig vor sich hin, aber gleich darauf lachte er wieder. „Glaubt Ihr, ich mach' mir was draus? Nicht so viel . . . Aber nun geh' ich weiter!"

„In der Hitze?" rief Frau Rosel. „Erwartet doch Eure Tochter hier und eßt mit uns, so viel da ist."

Er ließ sich nicht lange bitten, aß aber nur wenige Bissen. „Ich kann's nicht — vor lauter Freud'," sagte er. „Ach wüßtet Ihr, was das für ein golden Kind ist! Reb Hirsch Salmenfeld sagt mir immer: „Ich gönn' Euch gewiß den Richtigen für Euer Kind wie mir für meine Malke, aber was ich ohne sie anfang', weiß ich nicht, sie hält mir das ganze Haus zusammen." Und Ihr wißt," fuhr er stolz fort, „es ist die größte Wirtschaft in Chorostkow, das feinste Einkehrhaus weit und breit. Mit Müh' und Not hat er sie jetzt auf acht Tag' freigegeben, weil grad' das Geschäft still ist. Ja, meine Jütte!"

Nach dem Essen ging Frau Rosel auf ein Schläfchen in ihre Kammer, auch der alte Mann nickte in der Hitze ein. So war es Sender allein, der das Herannahen des schweren Leiterwagens gewahrte den sein Freund Simche lenkte. Wohl ein Dutzend Passagiere saßen unter der Leinwandplache, halb erstickt von Staub und Hitze, darunter einige junge Mädchen.

Sender musterte sie neugierig. „Du bist die Jütte!" sprach er eins von ihnen an, dem lachende braune Augen in einem frischen, runden Gesicht standen. „An deines Vaters Augen erkenn' ich dich. Komm', steig' ab, er ist drinnen eingeschlafen — vor lauter Erwartung!"

Sie sprang ab. „Und du mußt der Pojaz sein," sagte sie munter. „Ich erkenn' dich an deiner Höflichkeit. Einem erwachsenen Mädchen „du" zu sagen — so eine Feinheit lernt man nur aus den deutschen Büchern."

Die Mitreisenden lachten. „Du gib acht," warnte ihn Simche. „Die ist dir über! Was, Nüssele (Nüßchen)?" Der Vergleich war nicht übel, sie war rund, braun und blank wie eine Haselnuß. „Dein Kofferchen geb' ich zu Haus ab."

Er fuhr weiter. Sender öffnete ihr die Tür. „Ich bitte, näher zu treten, verehrtes Fräulein," sagte er neckend in seinem besten Hochdeutsch. „Wenn das Fräulein es so belieben . . ."

Sie blickte ihn scheinbar erstaunt an. „Was ist das für eine Sprach'?" fragte sie. „Glaubt Ihr, es wär' Deutsch?"

„Der Stich gibt kein Blut!" lachte er, war aber doch rot geworden. „Und da sagt man: Dicke sind gut. Jetzt weiß ich, wie viel's bei Euch geschlagen hat."

„Kein Wunder," erwiderte sie. „So ein Uhrmacher wie Ihr!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Steuermann.

Skizze von Adolf Lindemann, Halle.

Der Rauhreif lag in weißen, glitzernden Formen auf allen Linien des Fischdampfers und machte aus ihm ein Gespensterschiff, dessen Umrisse durch den dichten Nebel noch unheimlicher wurden.

Man kreuzte bei den Westermanns-Inseln an Islands Südküste, um Heilbutt und Rotzungen zu fangen. Es war ein hartes Arbeiten in der Kälte nahe des Polarmeeres.

Dies spürte auch Egon von Kries, den die Not und Arbeitslosigkeit der Heimat zum einfachen Matrosen auf dem Fischdampfer „Senator Wölmer" gemacht hatten. Mit der Kursangabe Ost zu Nord übernahm er von einem anderen Matrosen das Ruder. Plötzlich stand der „Erste" hinter ihm auf der Brücke und schaute auf den Kompaß.

„Ostost zu Nord", befahl der Steuermann.

„Ostost zu Nord", wiederholte der Rudergast.

Die harten Augen des Ersten schauten scharf voraus, wo der Nebel braute und nur hin und wieder schattenhafte Felskanten der pittoresken Westermanns-Inseln auftauchen ließ. Er nahm trotz der eisigen Luft den Südwester vom Kopf, der bartlos, mit kurzgeschnittenem Haar etwas Soldatisches hatte. Egon von Kries hatte den Steuermann gern, im Gegensatz zum Kapitän, der mit seinem fuchsigen Ziegenbart und der schmutzigen Wollmütze auf den ungekämmten Haaren auf ihn keinen seemännischen Eindruck machte.

„Wohin fahren wir, Steuermann?" fragte der Matrose höflich.

„Nach anderen Jagdgründen, wo wir auch nicht viel holen werden. Wahrscheinlich nach Ingolf Hofde Huk."

„Dann sollten wir lieber nach Hause fahren, sind doch schon über die Zeit unter Island."

„Möchten wohl zum Christfest zu Muttern, Kries?" Ein flüchtiges Lächeln huschte über des Ersten steinerne Züge.

„Sie doch auch, Herr Steuermann!"

„Wohl alle, Kries, bis auf den Alten, der für so etwas nichts übrig hat und nur Geld verdienen will."

„Der Käpt'n hat keine Familie?"

„Das wohl, aber —"

Der Matrose wartete vergeblich auf die Vollendung des Satzes, dafür erfolgte eine Gegenfrage des Ersten:

„Sie sind doch Offizier gewesen, Kries?"

„Jawohl, Oberleutnant."

„Was taten Sie mit Vorgesetzten, die Ihnen nicht gefielen?"

„Was sollten wir damit machen? Wir mußten uns damit abfinden. Das ist nun mal nicht anders beim Militär."

„Und wenn sie Dummheiten begingen?"

„Die hatten sie selber auszubaden."

„Diese Dummheiten konnten aber Menschenleben kosten."

Kries drehte das Rad ein wenig nach Backbord und sagte langsam: „Freilich, aber was war dagegen zu tun?"

Der Erste lachte kurz und schneidend auf. „Schöne Offiziere das, denen alles Wurst war!"

Der Matrose wurde rot. „Wie meinen Sie das, Herr Steuermann?"

„Wie ich das meine? Wenn Ihr Kompaniechef das Leben der Leute Ihrer Kompanie unnütz aufs Spiel setzte, gab's da für Sie als Oberleutnant nichts als Gehorsam?"

„O nein, ich erlaubte mir auch meine Meinung."

„Wenn aber Ihr Vorgesetzter auf diese Meinung pfiff, he, was dann?" Kries zuckte die Schultern. „Sie sind wohl nie Soldat gewesen?"

„O ja, aber ich kam nicht in die Verlegenheit, über meine Vorgesetzten unzufrieden zu sein."

„Da können Sie ja froh sein."

Der Steuermann stülpte den Südwester auf, steckte die kurze Pfeife in Brand und verließ die Brücke.

Bald darauf übergab Kries einem Kameraden das Rad mit der Weisung „Ostost zu Nord".

„Ostost zu Nord", wiederholte der Matrose und der „Senator Wölmer" pflügte weiter durch den Nebel.

Der Steuermann traf den Schiffer am Kartenhaus.

„Ick würd' bi dem Wedder nich vull vorut föhren, Käpt'n", sagte der Erste.

„Ach wat, ick kenn' doch hier jeden Felszacken", war die unwirsche Antwort des Kapitäns.

Kries ging zur Back, wo ein Kanonenofen den Raum warm und behaglich machte. Eine kleine Azetylenlampe erleuchtete das Mannschaftslogis spärlich.

„Werden wir zu Weihnachten in Geestemünde sein?" fragte der Eintretende einen langen Matrosen, der in seiner Koje lag und in einem Schmöker blätterte.

„Wenn wir nicht absacken, vielleicht", war die lakonische Antwort.

„Wieso absacken?"

„Nu, bei diesem Nebel und dieser Fahrerei is alles möglich."

„Wenn man vorsichtig ist."

„Ja, wenn min Grotmudder Räder hätt'! Wenn man bei dieser Luft voll vorut fährt, dann is dat eben nicht vorsichtig."

„Der Alte muß es doch wissen." Aus mehreren Kojen erscholl ein Lachen. Ein alter graubärtiger Seebär, der wohl schon alle Meere befahren, spuckte aus und meinte spöttisch: „Der Kries is so'n Feiner, der die Weisheit mit Löffeln gegessen hat. Is ja woll 'n Leutnant und hält mit die Offiziere. Denkt woll auch, wenn einer wat is, kann er auch wat?"

„Na, der Schiffer hat doch's Patent un —"

„Un du bist 'n Leutnant, jawoll", entgegnete der alte Matrose giftig. „Mit euren Patenten könnt ihr euch bald unten auf 'n Schlick — freundlichst unterhalten."

„Na, du leistest uns dann doch Gesellschaft?" rief Kries lachend.

„Was noch nich raus is", rief ein dritter dazwischen.

Egon von Kries zog die Kälte dem warmen Logis vor, die Debatte wurde ihm ungemütlich.

An der Winde, dicht unter der Brücke, stand der Erste und spähte in die weißgraue Luft.

„Was macht ihr für 'n Lärm im Logis?" fragte er rauh.

„Die Leute sind unzufrieden über's Wetter."

„Sonst nichts?" Die Augen des Steuermanns hatten etwas Forschendes.

„Na ja, es wird auch ein bißchen kritisiert."

„Das ist nicht gefährlich."

„Die Stimmung ist nicht gut, könnte nicht — —"

„Was könnte nicht, könnte nicht?" rief der Erste zornig. „Mit guten Ratschlägen braucht Ihr mir nicht zu kommen. Haltet Euch damit lieber an den Schiffer, der hat's Patent, Herr Leutnant."

„Sie haben gehorcht, Stüermann?"

„Ich habe das Recht zu wissen, was vorm Mast vorgeht. Aber ihr seid alle kläffende Köter, die lieber ersaufen als beißen!"

„Darf ich das den Leuten sagen?"

„Meinetwegen." Dann furchte sich des Steuermanns Stirn. „Nein, lieber nicht, Kries. Das wäre Aufreizung zur Meuterei. Und das tut nicht gut auf einem Schiff. Ihr kennt Ähnliches auch wohl vom Lande her, Kries."

„Jawohl, Stüermann. Doch eine Frage." Der Matrose dämpfte die Stimme. „Glauben Sie, daß der Alte uns ins Unglück bringt?"

„Das weiß ich nicht, wir werden's ja erleben", war die sarkastische Antwort.

„Sie meinen, dann wär's noch früh genug?" Kries ging, um nicht furchtsam zu erscheinen, auf den spöttischen Ton ein.

Doch der Erste stellte eine ernste Gegenfrage: „Ist das Leben von sechzehn Leuten mehr wert, als das eines einzelnen?"

Der Matrose stutzte. Dann blitzte es in seinen Augen auf. „Jetzt verstehe ich Ihr Gespräch auf der Brücke!"

„Gut, lieber Kries. Ich bin nicht Offizier in dem Sinne, wie Sie es waren, aber ich bin es trotzdem nicht weniger hier auf diesen Planken. Und Sie wissen auch, was des Offiziers höchste Tugend ist!"

„Verantwortungsgefühl, Steuermann!"

Der Erste reichte dem Matrosen stumm die Hand. „Sie haben mich begriffen. Wann haben Sie Ruderwache diese Nacht?"

„Von zwei bis drei Uhr, Steuermann."

„Wenn Sie Ihrem Verantwortungsgefühl folgen, feiern sechzehn Leute Weihnachten nicht auf dem Grunde des Meeres."

„Sie als erster Steuermann müssen das wissen."

„Ich habe auch das Island-Patent und kenne die Gefahr".

„Warum kennt sie der Alte nicht?"

„Der will sie nicht kennen. Über Borniertheit läßt sich nicht philosophieren." — —

Der Koch weckte am folgenden Tage den Matrosen von Kries aus tiefem Schlaf: „He, Kries, weißt all? De Käpt'n is weg, über Bord, wie's scheint. Allens ist kopflos."

„Kopflos? Wer hat denn das Kommando?"

„Der Erste — ne, sonst is allens in Ordnung."

Der junge Mann sprang aus der Koje, beeilte sich jedoch nicht mit dem Ankleiden. Das Zittern unter seinen Füßen verriet ihm, daß die Maschine halbe Kraft lief.

Als er an Deck kam, braute der Nebel noch dichter. Der Erste stand auf der Brücke. Kries löste den Rudergast ab.

„Südost zu Süd!" lautete die Weisung.

„Südost zu Süd!" wiederholte Kries.

Sein Blick fiel auf den Maschinentelegraphen, dessen Zeiger auf halb stand.

Der Steuermann starrte stumm voraus. Er fuhr das Schiff der Heimat zu.

Gut gegeben.

Als Prinz Louis Napoleon Bonaparte, der spätere Kaiser Napoleon III., in London lebte und sich mit militärischen schriftstellerischen Arbeiten beschäftigte, war er öfters in Gore House, wo er auf die gastfreundlichste Art von der Schriftstellerin Gräfin v. Blessington empfangen wurde. Nachdem Napoleon Kaiser der Franzosen geworden war, gab eines Tages Lady Blessington, die sich gerade in Paris aufhielt, ihre Karte in den Tuilerien ab. Es wurde jedoch keine Notiz von ihr genommen.

Einige Wochen hatte sie vergeblich auf Antwort gewartet, da traf sie der Kaiser zufällig in einer Gesellschaft. Es war Napoleon völlig unmöglich ,ihr aus dem Wege zu gehen. Vor der hübschen Gräfin stehen bleibend, rief er aus: „Wie, Lady Blessington, Sie in Paris! Wie lange werden Sie bleiben?"

Lady Blessington antwortete spitz: „Je nun, einige Zeit — und Sie, Majestät?"



Bunte Chronik



* **Der erste Sowjet-Wolkenkratzer.** In Charkow ist im Beisein des ukrainischen Sowjetpräsidenten, sämtlicher Regierungsmitglieder und des ganzen Zentralkomitees der Kommunistischen Partei der Ukraine die Grundsteinlegung für ein vierzehnstöckiges aus Eisenbeton zu errichtendes Gebäude vollzogen worden, das als der erste Wolkenkratzer im Gebiet des Sowjetbundes bezeichnet wird. Es soll zur Unterbringung der ukrainischen staatlichen Industrieleitungen dienen. In das Fundament des Riesengebäudes wurden einige Kupfermünzen eingemauert, als Wahrzeichen dafür, daß der Bau den Kopeken der Arbeiter und Bauern seine Entstehung verdankt. Dem Hauptgebäude werden sich zwei Flügel von je zehn Stockwerken anschließen, von denen der eine bereits zum größten Teil fertiggestellt ist. Bei dem Bau sind 1200 Arbeiter in drei Schichten beschäftigt.

•

* **Der größte Weinstock der Welt.** Dieser Weinstockriese, der im Jahre 1768 gepflanzt wurde, steht in den königlichen Gärtnereien zu Hampton-Court bei London. Seine Reben, von denen einzelne bis zu 4 Meter lang sind, füllen ein 15 Meter langes Gewächshaus, in dem er unterhalb des Daches auf Latten ausgebreitet wächst, vollständig aus. In guten Jahren liefert der Stock noch heute bis zu 3000 Trauben, ja er wächst sogar — freilich unter der sorgfältigsten gärtnerischen Pflege — auch noch immer weiter.



Rätsel-Ecke



Unterstell-Rätsel.

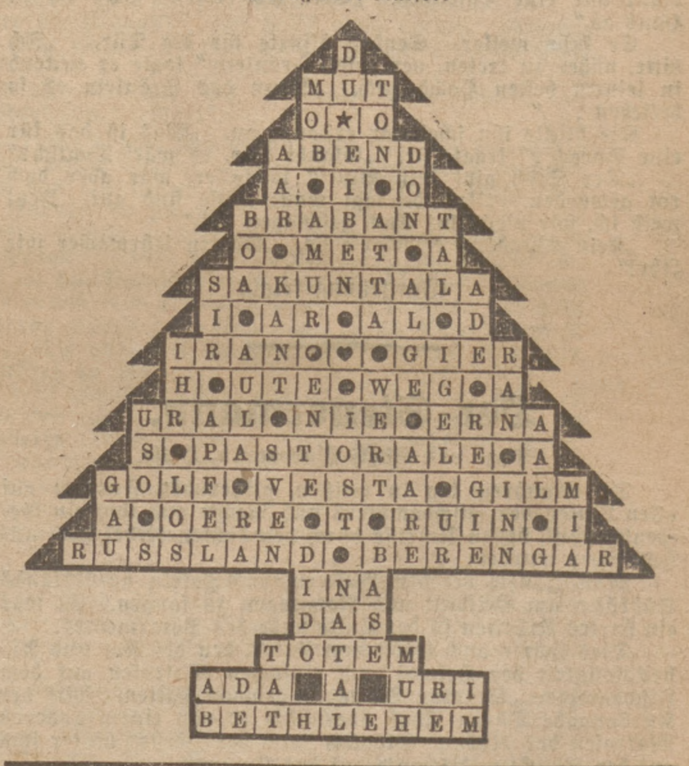
Luftschiff, Damastware, Strindberg, Blumenbeet. Lindenbaum, Panoptikum, Hahnenkamm, Christbaum, Coelestine, Birkenwald.

Diese Wörter sind so untereinander zu bringen, daß von links oben nach rechts unten eine schräge Linie entsteht, die eines der obigen Wörter wiederholt.

•

Auflösungdes Rätsels aus Nr. 235.

Kreuzwort-Rätsel:



Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.